

Der Rorschacher Trichter

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **85 (1959)**

Heft 50

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der Rorschacher Trichter

153

WERNER WOLLENBERGER

Bei Durchsicht meiner Notizbücher...

Damit Sie es nur gleich wissen: dieser Artikel ist kein Artikel, er ist ein Konglomerat.

(Was ein Konglomerat eigentlich ist, weiß ich auch nicht so ganz genau, aber das Wort hat mir immer sehr gefallen. Ich finde, es klingt so gebildet, und ich wollte es schon lange einmal anwenden. Nun, hier haben Sie es. Ich hoffe nur, es sei nicht allzu falsch und sinnstörend. Respektive: sinnlos.)

Also, um es deutsch, schlicht und allgemeinverständlich zu sagen: ich habe da – gegen Jahresende zu – noch ein paar Sachen nachzuholen, beziehungsweise unterzubringen.

Oder anders ausgedrückt: da sind ein paar Themen und Themelchen, die ich gerne in einiger Eile noch gestreift hätte. Teils, damit die Sache erledigt ist und teils, weil es wirklich eilt.

Zum Beispiel das mit Ungarn.

Vielleicht erinnern Sie sich, daß ich letzthin den Brief einer gewissen Frau L. S. in St. Gallen veröffentlicht habe.

Ein unguotes Stück Prosa.

Voll bitterböser Boshafigkeiten gegen die Ungarn in der Schweiz, ihre Herkunft, ihre Ankunft und ihre Zukunft.

Ich habe – erinnern Sie sich? – meine Leser gebeten, zu diesem Problem Stellung zu nehmen.

Sie haben es getan, und zwar in lawinenartigem Ausmaß.

Briefe, Briefe, Briefe...

Und in diesen sehr viel Interessantes, Anregendes, Erfrischendes, Erfreuliches und – Unerfreuliches.

So vieles, daß ich demnächst unbedingt ein Gesuch um mehr Platz stellen muß, denn sowohl die brennende Frage als auch die Antworten verdienen, daß man sich längerlicher, eingehender und ernsthafter mit ihnen beschäftigt.

Außer den Briefen kann nun auch noch ein Telefon-Anruf. Findige Zürcher Studenten hatten herausgefunden, wo ich wohne, hatten angeklüngelt und mich sogar – was selten ist – auch auf Anhieb erreicht. (Wenn dieser Satz den Eindruck erwecken sollte, ich arbeitete so sehr, daß ich nicht einmal dazu-

komme, einen Telephonhörer abzu-

nehmen, so freut es mich. Auch wenn es gar nicht stimmt.)

Nun, die Zürcher Studenten hatten ein Problem: sie fürchteten, die negative Einstellung der Frau L. S. stoße auf allzu großen Widerhall und gefährde dadurch die alljährliche Kerzen-Aktion der Zürcher Studenten.

Sie kennen das vielleicht: Zürcher Studentinnen und Studenten bemalen seit drei Jahren gegen Weihnachten Kerzen und verkaufen sie zugunsten ihrer ungarischen Kommilitonen. Sie wissen nämlich (im Gegensatz zu Frau L. S. in St. Gallen und ein paar anderen chronischen Neidhammeln), daß es den meisten ungarischen Studenten in der Schweiz keineswegs so geht, wie man wünschte, daß sie ihnen gehe, sondern daß sie sogar noch schmaler durchmüssen, als es Frau L. S. und Konsorten von ihnen zu erwarten dürfen glauben.

Viele von ihnen müssen mit 250 bis 270 Franken im Monat auskommen. Was das in einer Stadt wie Zürich heißt, sieht ein Blinder im Tunnel ein. Und was das für jemand, der mit nichts kam (also: ohne Garderobe und ohne das Dringendste), bedeutet, das kann man auch mit bescheidenem Aufwand an Phantasie erahnen.

Ich habe den Zürcher Studenten gesagt, daß ich nicht glaube, der böse Brief aus St. Gallen könne Folgen negativer Art für ihre lebenswerte Aktion haben.

Und weil ich das gesagt habe, muß ich jetzt eine Bitte tun: bitte-bitte unterstützen Sie die Zürcher Studenten. Kaufen Sie, wenn Sie in den nächsten Tagen an einen ihrer Verkaufs-Stände kommen, eine solche Kerze. Bitte!

Sie macht sich gut, auf Ihrem reichgedeckten Weihnachtstisch, die Kerze, die für Ungarn brennt.

Es wäre schön, wenn ihre stille Flamme wenigstens einen kleinen Ersatz für das Feuer, das vor drei Jahren für Ungarn in Ihren Herzen brannte, abgeben könnte. Das Strohfeuer...

Also: nicht vergessen – eine Kerze für Ungarn!

Ich nehme (nehmen Sie es mir nicht

übel) auch gerne Bestellungen dafür entgegen.

Postkarte genügt, Nachnahme mit Kerze kommt dann ins Haus.

Einverstanden?

Danke!

Das wäre das erste Thema gewesen. Das zweite ist ganz anders.

Es betrifft einen Katalog.

Einen Weihnachts-Katalog.

Denjenigen eines Warenhauses in Zürich.

Darin werden Spiele angepriesen. Was schön ist. Ein Menschenschlag, der so wenig verspielt ist, wie der schweizerische, kann gar nicht genügend zum Spielen animiert werden.

Allerdings: da ist ein Spiel offeriert, wo die Sache langsam aber sicher an Geschmack verliert.

Ein Roulette-Spiel im Miniatur-Format.

Bitte sehr, es gibt Dümmeres, wenn auch nicht sehr vieles.

Und die Tatsache, daß das Warenhaus Liliput-Konstanzchen vertreibt, ärgert mich noch nicht einmal weiter. So etwas kann man kaufen oder auch nicht.

Von mir aus ja lieber nicht, denn eine Dummheit braucht ja, bloß weil sie im Original rhynozeroshaft groß ist, noch nicht im kleinen kopiert zu werden.

Aber das ist eine andere Geschichte und außerdem ist es nicht so wichtig.

Daß zu diesem Spiel aber auch noch eine kleine Pistole mitgeliefert wird, ist eine Geschmacks-Odyssee größeren Ausmaßes.

Der Zweck der Kanone ist nämlich klar: Spieler, die das Pech hatten, ihr sämtliches Spielgeld zu verlieren, können sich damit zum Scherze selber fusilieren.

Was sagen Sie dazu?

Ich finde, der Ausdruck «Geschmacklosigkeit» sei nur der Vorname dafür. Der magere Summton. Das entfernte Zeitzeichen.

Schade, daß mir der geniale Erfinder dieser Idee nicht bekannt ist, ich hätte ihn gern mit einem kleinen Weihnachts-Geschenkchen erfreut.

Wissen Sie, mit einem ganz kleinen neckischen Fläschchen Arsenik.

Nun ja, das wäre dies gewesen.

Und nun habe ich noch einen Fingerzeig zu geben:

Neulich hat man mich eingeladen, einen amerikanischen Film, der am 17. Dezember in den großen Städten der ganzen Welt im allgemeinen und in den minder großen der Schweiz im besonderen anlaufen wird, vorzubereiten.

Der Film heißt «On the beach».

Zu deutsch: «Das letzte Ufer».

Ich möchte Ihnen diesen Film empfehlen.

Besonders in diesen Weihnachtstagen, in denen immer wieder einer der schönsten Sätze der Welt laut wird, nämlich «Friede auf Erden», möchte ich Ihnen diesen Film empfehlen.

Er ist von Stanley Kramer, einem der großen und gescheiterten Produ-

zenten von Hollywood, gemacht worden.

Gregory Peck spielt mit. Er ist gut. Anthony Perkins spielt mit. Der ist besser.

Ava Gardner spielt mit. Die ist auch gut.

Und Fred Astaire spielt mit. Und der ist am allerbesten.

Jawohl, Fred Astaire spielt in diesem Film zum erstenmal mit, ohne auch nur einen einzigen Schritt zu tanzen.

Mit anderen Worten: er spielt eine dramatische Rolle.

Und er spielt sie so, daß es einfach hinreißend, großartig und wunderbar ist.

Aber beinahe so wichtig ist wohl, was er spielt: einen Atom-Professor. Einen alternden, resignierten, ausgehöhlten und trinkenden Atom-Professor.

Und er spielt ihn in einem Film, der 1964 spielt.

Genauer: nach dem nächsten Weltkrieg.

Der nur noch Australien von der ganzen Welt übriggelassen hat.

Und eine Handvoll Männer, die auf einem U-Boot entkamen.

Ihre Heimat – die Vereinigten Staaten von Nordamerika – gibt es nicht mehr.

New York, Boston, Los Angeles und San Francisco sind Friedhöfe. Die Welt ist tot.

Und von denjenigen, die übrigblieben und wie diejenigen, die übrigblieben, zu den toten Städten und zu neuem Leben streben, davon handelt dieser Film.

Und wie sich Menschen in einer Randsituation verhalten, davon handelt er auch.

Und wie Menschen, die am Rande des Abgrundes leben, agieren, davon handelt er auch.

Es ist ein blitzgescheiter, nirgendwo sentimentaler und vor allem an keiner Stelle grausamer oder gar brutaler Film.

Er ist schlicht, und er kann es sich leisten, schlicht zu sein, denn er sagt die Wahrheit.

Ohne einem leichtfertigen Pazifismus oder einer einseitigen Abrüstung das Wort zu reden, sagt er: Paßt auf!

Seid vorsichtig!

Seid klug!

Seid gut!

Ihr habt ein Mittel der Vernichtung gefunden, das größer ist als eure Mittel zur Erhaltung der Welt!

Nehmt euch in acht!

Das sagt er, und ich finde, es ist eine Botschaft, die man hören sollte.

Gebt Ruhe, sagt der Film, oder ihr müßt Ruhe geben!

Bert Brecht, der von der anderen Seite kam, hat das alles auch einmal in einem der Verse zu seinem «Leben des Galileo Galilei» gesagt:

«Hütet nun Ihr der Wissenschaften

Licht,

nutzt es und mißbraucht es nicht, daß es nicht, ein Feuerfall, einst verzehre noch uns all, ja, uns all.»